

Die Freundschaft

Nr. 37

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Maler Figge.

Erzählung von Georg Nordensvan. Deutsch von E. Stine.

(Fortsetzung.)

Dina nahm wieder Svante bei der Hand.

"Doch hier muß ich meine Reisegefährtin vorstellen, Fräulein Borg, Fräulein Borg."

Es war ein ganz junges, blondes Mädchen mit reinen Zügen und treuerherzigen Augen.

Figge hatte sogleich die Situation erfaßt. Flink und fröhlich sprang er im Atelier umher, packte einen alten türkischen Fußschemel, den er vor Dina's Füße hinschleuderte, trocknete ungeniert seine Hände an den Stockschößen, schwatzte von früheren Zeiten, von den „Jugends“ und von sich selbst und kam sich vor, als seien Dina und er niemals auch nur auf einen einzigen Tag getrennt gewesen.

Das war ein Fragen ohne Unterlaß. Also, das sei Figge's Galougentälde? Jawohl, er wollte zwei Stücke hinschicken, das heißt, er wollte sie für ein paar Tage dorthin verborgen, denn daß er sie sehr bald zurückbekommen würde, das wisse er ganz sicher. Das eine davon war schon einmal vorher abgewiesen worden, da hatte er die Leinwand auseinander geschnitten und schickte nun die eine Hälfte. Die andere kommt nächstes Jahr. — „Nebrigens lauter Schund. Aber man läßt mich ja auch nicht machen, wie ich will; jeder giebt mir seinen Seuf dazu. Da kommt Einer und will, ich solle den Himmel mit Asphalt einreiben. Einer sagt, ich solle ihn blos mit Weiß unterlegen, und ein Anderer, ich müsse ihn mit Seife waschen, da wird er so weich. Natürlich wird er das — besonders wenn man die ganze Farbe auswäsch't. Komisches Volk, was? Parfaitement! — Gefällt's Ihnen in Paris? Na, versteht sich, Gemüse essen und die Welt studiren! Aber fesch war das von Ihnen, daß Sie hergekommen sind! — Wie beliebt? Wasser? Denken Sie so schlecht von mir, daß ich meinen Freunden mit Wasser aufzutreten werde?“

Und Figge sprang umher und suchte seine Schuhe. „Die müssen ausgegangen sein; nein, da stehen sie und sagen nichts.“ Und hinaus war er bei der Thür.

Ulf war ganz stumm geblieben. Dina war etwas voller geworden und trug jetzt das Haar in einen großen Knoten aufgewunden. Sonst aber war sie unverändert, und schön war sie, strahlend schön wie in den alten Tagen.

„Wie still Du bist, Svante!“

Da begann er zu sprechen, von Paris, von den Frühlingsbelustigungen, vom Salon, dem er zwei Bilder schicken wollte. Er bat die Damen, ihn in seinem Atelier aufzusuchen, gab ihnen seine Karte mit der Adresse: Boulevard Malesherbes, im elegantesten Stadttheil, und bedauerte, daß er eben für heute von einer Kundin eine Einladung zum Mittagessen erhalten habe.

Bald kam Figge mit zwei Weinsäcken zurück, athemlos, leuchtend. „Kurioser Junge, der alte da unten, versteht mich nicht, obwohl ich französisch mit ihm spreche.“

Die Damen sahen sich im Atelier um — ein hübsches Atelier, groß, geräumig, nur etwas dunkel. Studien da und dort und eine gehörige Menge unverkaufster Bilder. Figge hatte nicht gerade Erfolg gehabt. Eine Kopie nach Ribera und im Hintergrund hoch oben eine Kopie nach Rembrandt's Nachtwache. Daneben eine Leiter, die zwischen dem Bild und dem Gobelín verschwand. Da droben war Figge's Bett.

„Ja, den Ribera kopierte ich im Louvre. Hoch auf einem Gerüst. Einmal wollte ich zurücktreten, um die Malerei aus der Entfernung zu sehen, wissen Sie. Da saß ein Spanier darunter, der Aquarell malte — und auf den fiel ich hinauf.“

„Und da sagte Figge: Das macht nichts!“ setzte Svante fort.

„Das Atelier ist hübsch, nicht wahr?“ plapperte Figge. „Ich wohnte früher hinter der Sternwarte, dort hatte ich ein Atelier, wo die Hunde und Katzen durch die Nüzen unter der Thür hereinkamen. Elegant, wie?“

Wie man plauderte, alles Mögliche durcheinandermischt und über Alles lachte! Andeutungen an Dinge, die sich vor Jahren zugetragen, Erinnerungen an Figge's Kastanien, an sein Debüt auf der Akademie, an die Szene, wie er damals auf dem Maskenball den Tez verloren . . .

„Sie waren damals die Glücksfee und hatten den Maguet.“

„Den habe ich noch,“ lächelte Dina.

Dann sprach man von denen daheim. Fräulein Borg kannte mehrere von ihnen.

„Wie geht es Ihnen zu Hause?“ fragte Figge, indeß er Malzeichen und ausgediente Farbentuben mit dem Fuße fortstieß. „Malen sie bisweilen nach der Natur? Lustig ist es übrigens nicht daheim. Diese vielen Spießer! Ich war eine Weihacht in Skanör — ich glaubte zu sterben. Grog trinken, das war Alles, was man that. Und Alle sprachen sie von Geld und von ihrem Einkommen. Dann war ich in der Christweide. Ja früher, als man noch klein war, da war das etwas Feines. Ich saß nun da — scharmanter Kerl, der ich bin — und hatte ein dickes Stearinlicht hinter mir. Da auf einmal verließ mir jemand einen Schlag in's Genick. Eine recht eignethümliche Manier, denke ich, drehe mich um und sehe eine dralle Dirn' hinter mir sitzen. Sah aus wie ein Vollmond. Entschuldigen Sie, sagt sie, aber Ihr Haar hat Feuer gefangen. —

Nein, für diese Stadt bedanke ich mich. Nebrigens habe ich ja jetzt Niemand mehr dort.“

„Aber sprich doch nicht so leise,“ wandte sich Dina an Ulf, der noch immer stumm dasaß. „Du müßtest doch tausend Dinge zu erzählen haben, Du, der Du so mitten drinnen lebst, der Du Pariser geworden bist.“

Ulf begann zu sprechen, in dem überlegenen Tone, den er von jeher gehabt. „Nein, nicht nur in Schweden gebe es Philister. Das große Publikum sei überall das gleiche.“

„Es ist aber unrecht, sich ihm feindlich gegenüber zu stellen,“ wandte Dina's Begleiterin ein.

„Wollen Sie also, Fräulein, daß man mit dem Philisterhaufen gehen soll?“

„Nein, aber Sie sollen uns erziehen“ — sie sagte „uns“, nicht „sie“ — „und ich glaube, das geht nur mit Güte und Saftmuth.“

Es entspann sich kein weiterer Meinungsanstausch darüber. Figge fragte, wie es dem Schuldienner Petersson gehe, und das gab Ulf Anlaß, etwas Höfliches über die Tonangebenden der schwedischen Kunstmilie zu sagen.

Dann fragte Dina nach den anderen Landsleuten hier in Paris. Ulf war auch ihnen gegenüber nicht eben milde, am allerwenigsten aber gegen die Kunstschriftsteller.

„Immer unzufrieden,“ fiel Dina ein.

„Jawohl, das werde ich wohl auch bleiben.“

Und Ulf fuhr fort, vom hohen Kreise herab Reden zu führen, indeß Figge scherzte und lachte und sorglos war und gut Freund mit aller Welt, just wie sie eben war.

„A propos, die Herren, die über Kunst schreiben,“ begann er, „da traf ich gestern auf Néoiris Ausstellung einen von Ihnen. Der hatte Ansichten auf Lager über Impressionismus und Realismus und rechts und links und fuhr damit drein, daß ich ihn schon fast erschreckt hätte, den Mund zu halten . . . Was geht denn alles Das mich an? Was hätte ich darauf sagen sollen? Ja, er fragte mich, ob ich Estlander und Lübbe gelesen hätte. Dummes Zeug! Das sollt' er doch wissen, daß ich das nicht gehabt — und hätte ich sie selbst gelesen, so sollte er so viel Einsehen haben, zu begreifen, daß ich's vergessen habe. — Ja, wenn der Kerl mit mir in eine Gallerie kommen wollte, dann möchte ich ihm sagen, welche Bilder mir gefallen. Lübbe lesen! — Man ist ja doch kein Taglöhner!“

Und da saß er in seinem alten, abgespleckten Rock, plauderte und brachte Gesundheiten aus, ohne auch nur daran zu denken, daß der Wein, den er trank, seine letzten Kupfermünzen verschlang. Und für sie

hatte er sich Farbe kaufen wollen, und der Farbe zuliebe wäre er gezwungen gewesen, auf sein heutiges Mittagessen zu verzichten.

IX.

Der Ablieferungstag für den Salon war vorüber. — Svante Ilf war während dieser Woche sehr nervös und sehr unsichtbar gewesen, da er noch die letzte Hand an seine Bilder zu legen hatte. Alle seine Geduld hatte er zu Hülfe genommen, hatte mit der äußersten Sorgfalt gearbeitet und malte immer noch, bis die Abgesandten des Kunsthändlers kamen und das Bild forttrugen. Er folgte ihnen die Treppe hinab; als sie es aber draußen auf der Straße gegen die Wand stellten, wagte er kaum, es in Freiluftbelichtung anzusehen.

Statt dessen sammelten sich dort der Hansbesorger samt Familie, die Kellner vom benachbarten Café und andere Leute und begnügten nüngierig den Maler und das Bild und kehrten einander mit, daß es für den Salon bestimmt sei.

Nachdem der Wagen gekommen war und das Bild entführt hatte, ging Ilf wieder hinauf, steckte ein paar Billets in seine Brusttasche und ging einige einführende Männer anzuheben.

Den nächsten Tag hatte er alle Unruhe verschlafen und fühlte sich, von einer Vormittagspromenade heimkehrend, ganz merkwürdig leicht und froh. Es mochten die Frühlingswinde und der Sonnenschein sein, die ihn so fröhlich stimmten. Und wie er so ging und sprach und sein elegantes Stöckchen schwang, da war ihm zu Muthe wie seinerzeit daheim in Stockholm, da er Nieden gehalten und radikal gewesen und eine große Zukunft gehabt hatte, die seiner wartete.

Weshalb war er doch so heiter? Hatte er dem wirklichen Ursache dazu? Hatte er etwa die erträumte Zukunft erreicht? Nein, das freisch nicht, aber — „man ist ja doch wirklich kein Tagfänger“. Ja, Figge, der verstand es, unruhige Gedanken von sich abzuschütteln, der war überhaupt nicht damm, dieser Figge.

Und Ilf hatte wahrhaftig eher Grund, ärgerlich zu sein als vergnügt. Hatte er sich nicht während des ganzen Spaziergangs, als Dina an seinem Arm gegangen, über ihr verändertes Benehmen geärgert, oder, besser gesagt, über sich selbst geärgert, weil er nun auf einmal nicht mehr konnte, ihre Koketterie, die er zuvor nie hätte sehen wollen, zu bewerfen?

Denn sie zeigte sich nicht im vortheilhaftesten Lichte, denn sie, an seinem Arm hängend und die lächelnden Augen lächelnd nach ihm wendend, von allem Möglichen schwäste, was ihr einfiel, und bei jedem noch so geringen Anlaß ein übermäßig flingendes Gelächter ausschlug. Svante konnte nicht umhin, die Bemerkung zu machen, wie sie kleines Mädchen spiele, und wie wenig sie für diese Rolle passe. Jedesmal, wenn er ihr begegnete, ward er übelmeinig und unzufrieden, vornehmlich mit sich selbst, der er ein solcher Knabe gewesen, jahrelang geradezu blind gegen ihre Fehler zu sein. Er erinnerte sich der Geschichten, deren Gegenstand Dina früher gewesen, und die Erinnerung, daß die Lächerungen doch zum Schluß Recht behielten sollten, trug eben nicht zu seiner Aufheiterung bei.

Außerst unvergnügt aber war er darüber, daß er sie trotz Alles nicht lassen konnte und sich nur was anderes Mal in dieser Reihe behandeln ließ. Bei jeder Begegnung zog er an, von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Denn wiewohl alte Gewohnheiten, durch sie ja sowohl im Grunde genommen einander ganz fremd, und eine Art Freundschaft an Stelle des Verliererganges eingingen, sahen sie ja nicht willens zu sein. Es konnte ihm also nicht mehr einfallen, ihr von ihren Freuden, ihren Hoffnungen, ihrer Zukunftsaussicht zu sprechen, wie er es früher getan.

Wer so alles Dies auch ganz klar vor ihm sah, so glitt er doch immer wieder leicht in das alte Spiel hinein, und ehe er es selbst bemerkte, war der alte Ton angegriffen.

Und sie entdeckte unbewußt, war ihre Niede nur anders als jetzt. Ach, die Menschen! Sie

hatte gelernt, ihnen zu misstrauen. Sogar ihre alten Freunde hatten sich verändert — alle miteinander und keiner just zu seinem Vortheil. Keiner war fest und verlässlich, sie kannte nicht einen wirklichen Gentleman.

Da machte Svante seinen Arm von dem ihrigen frei und sagte:

„Du hast mir früher besser gefallen, Dina.“

Ihab sie gab ihm einen Blick, einen ihrer alten Blitze, und fragte leise und mit schmeichelnder Stimme: „Weshalb das?“

Er war nahe daran, ihr das Wort: Kokette! mitten in's Gesicht zu schleudern — aber er that es nicht.

Und sie sprach von einem Kameraden, der jetzt in Paris erwartet wurde. „Wird Das lustig sein, wenn Erland kommt! Nicht wahr, Svante, da wollen wir dann überall herumstreifen? Willst Du nicht?“

„Ich? Nein.“

„Nicht? Warum nicht?“

„Weil . . . ich theile nicht!“

Dina erröthete und schlug ihn scherzend auf den Arm. „Bist Du aber steif! Nicht wahr, Fanny, das ist er?“

Fräulein Borg hatte sie plaudern lassen und war still nebenher gegangen. Dina sprach oft von ihr. Fanny sei das süßeste und beste Mädchen der Welt — und Dina streichelte und umarmte sie bei jeder Gelegenheit.

„Ich glaube, Herr Ilf hat sehr Recht,“ sagte Fanny nun mit ihrer ruhigen Stimme, „man soll nie theilen.“

Bald darauf übergab Dina Fanny seinem besonderen Schutz, während sie in der Nähe einen Besuch machte. Sie sollten im Luxembourg-Park auf sie warten. „Aber flieg' nicht mit ihr davon,“ lipste sie, und dann wandte sie ihnen den Rücken und ließ Svante sehen, wie schnell um die Taille sie geworden und wie die goldenen Locken, denen alle Herren nachguckten, unter dem modernen dunkelrothen Hut mit der Riesenfeder wogten.

Fanny und Ilf luden sie im Park. Da standen die Alleen entlang prumpe Marmorgötter, da ruhte die schneeweisse Galathaea, und da spielten Scharen von Kindern und ließen ihre Puppenschiffe im Teiche segeln.

Es war noch früh am Tage. Das Marionettentheater war gesperrt, und die Lawn Tennis-Spieler waren noch nicht da.

Sie begannen vom Malen zu sprechen. „Ich würde so gern etwas mehr davon verstehen,“ sagte Fanny. „Es ist ein Gegenstand, über den ich oft nachgedacht habe. Ich verstehe nicht, warum Ihr Künstler wie eine besondere Klasse außerhalb uns anderer Leute steht. Ihr lebt weit entfernt von Euren Landsleuten und malt alles Mögliche, das sie nie gesehen.“

„Wir sind ja dazu gezwungen. Sie sehen selbst, wie verschieden es hier von daheim ist. Dort kann man nicht auf die Dauer Künstler sein. Man erschläft. Denken Sie nach, so werden Sie Beweise zu Tausenden finden — obwohl es freilich nicht in den Biographien der großen Männer verzeichnet steht, in welchem Jahre das Talent versiegt ist.“

„Dann ist das Talent überschüttigt worden,“ meinte Fanny.

Ilf lachte. „Ja, ja, das mag sein. Große Verdienste muss man ja haben, um Nieden über sie halten und in den Zeitungen von ihnen schreiben zu können. Erst lacht man darüber, was da steht, dann wird es Tradition, und dann wird es Geschichte.“

„Sie sind so aufgebracht gegen alle Schriftsteller, Herr Ilf.“

„Ich nicht mehr als Andere. Man muß zugeben, daß es eine schlechte Branche ist.“

„Sie reden eben von den Lobpreisungen in den Zeitungen. Es ist mir bisweilen vorgekommen, als gäbe es Künstler, die garnicht so berühmt wären, wenn ihnen nicht eben diese Journalisten an die Hand gingen.“

„Richtig, das sind eben die Wenigen, die Glück haben. Aber alle die anderen —“

„Aber ist es nicht ungerechtfertigt, deshalb bitter zu werden? Da heißt es eben, über Gegner siegen.“

„Und sich unter den Erfolgsgreinen einen Preis verschaffen? Ja, mehr als das braucht es all dings nicht.“

Sie wußte nicht, ob sie ihn recht verstand.

„Es ist eigentlich recht dummi von mir,“ begann sie eine Weile später, „solche Kindereien zu sagen, nun schon gar zu einem Fachmann.“

Er bat sie, weiter zu sprechen, und da sag sie, wie schwer es ihr sei, die neue Malerei zu verstehen. „Mir erscheint sie als bloßes Haubwerk. Kann das veredelnd wirken? — sagen Sie! Den dies ist ja auf jeden Fall die Aufgabe der Kunst.“

Svante wußte nicht, was antworten. Ihr kam er nicht mit seinen alten Phrasen aufwarteten, in den „hohen Zielen“ und all dem, an das er selbst zu glauben längst aufgehört.

Während sie still Seite an Seite gingen, kam ein kleiner Junge ihnen entgegen. Plötzlich blieb er stehen und fing nun an, dicht vor ihnen herzu laufen, so daß sie nicht recht weiter kommen konnten. Er lachte ausgelassen über seinen Einfall, während er, mit ausgebreiteten Armen vor ihnen her hüpfend unter den dichten Stirnlocken schelmisch zu den beiden aufguckte.

Svante schickte zu Fanny hinüber.

„Was mag der Kleine denken?“ sagte er, gleichgültig er konnte.

„Was sollte er denken?“ fragte sie zurück.

Dann nahm sie den Knaben, setzte sich auf einen Steinbank, zog ihn auf's Knie und suchte sich mit ihm verständlich zu machen. Sie strich ihm über das lange, dunkle, weiche Haar, das über seine Schultern fiel. Er aber lachte und arbeitete mit Händen und Füßen, um loszukommen. Ein Biegung juckende Lenzritter in der Platanen gerade über ihnen.

Da kam Dina zurück.

Es war eine unbedeutende Episode, und doch kreisten Svantes Gedanken den ganzen Tag um die holde Gruppe des jungen, frischen Mädchens mit dem schwarzzüngigen Kind in den Armen.

Fanny war so ungewöhnlich frisch und ungekünstelt. Sie war das, was Dina sein wollte. Ihre Niede war jederzeit aufrichtig und klar und offen, und es war etwas so echt Weibliches in ihrem ganzen Wesen, etwas durchaus Wahres und zugleich kindlich Gutherziges. Und doch war sie kein Kind, das bei verschlossenen Thüren gesessen und vom Leben nur weiß, was es durch seine Fenster zu sehen bekommt. „Tante meinte,“ sagte sie einmal, „ich sei zu jung, um nach Paris zu reisen. Ich würde gar Bielefs zu sehen bekommen, was für ein Mädchen zu sehen nicht schicklich sei. Wie lächerlich sie sind! Ist es nicht besser, es zu sehen, wie es ist, als es mir in Gedanken vergoldet anzunehmen.“

Ja, es war wirklich erstaunlich, die kleine Fanny näher kennenzulernen. Svante lächelte, während er pfeifend den Heimweg einschlug, beim Gedanken an ihre Neuerungen über die Künstler. Sie hatte mehr Recht, als sie wußte — und mehr, als er eingestehen möchte. Sie hatte ihre eigenen Gedanken. Wahrhaftig, ein nettes Mädchen!

Wenn sie nur nicht so breite Schultern hätte! Sie war stark gebaut wie ein Knabe. Dina war wohl viel schöner.

Bei seiner Haustür angelangt, stellte er möglichst das Pfeifen und Summen ein.

„Ist Madame zu Hause?“ fragte er die wohlbelebte Hansbesorgerin, die mit ihrem männlichen Gehilfen beim Mittagstische saß.

Nein, Madame war fort.

Da ging er hinauf und in sein Atelier herein, wo die Sonnenstrahlen auf dem Blattmuster des kostbaren Wandteppichs spiegelten. Er öffnete die Balkontüren und trat, wie er es oft that, hinaus, um gestützt auf die Balkustraße, das Straßen gewimmel da unten zu betrachten.

„Fortsetzung folgt.“

Über den Kamm des Erzgebirges.

Von Emil Rosenow.

Sein fuchshaariger, struppiger Mensch ist in die Gaststube getreten: derbe Stiefel, Knotenstock, eine Ledertasche umgehängt. Fremdliches Grinsen. Es ist der Kolporteur von Freiberg, der seit Jahren fast das halbe Gebirge bereist und für „geistige Nahrung“ sorgt. Während der Wirth ihm sein Bier bringt und einen halben Aufschlitt zurecht macht, zieht er ein paar Hefte aus der Tasche und zeigt sie herum. Nomadenhefte: „Das Waldröschen“, „Karl Stüppner, der erzgebirgische Naturheilpraktiker“, „Biß praktische Naturheilmethode“. Die Leute greifen nach den Heften, namentlich der Stüppner gefällt ihnen. Über sechzig Hefte; das Stück für einen „Mengroschen“, das können sie sich nicht leisten. Von der „Naturheilmethode“ hat der Mann eine Masse Absatz hier oben. Diese Gebirgsbevölkerung hält ihre Kranken fast alle selbst; kalte oder warme Unschläge sind das Mittel, und wenn keines von beiden hilft, so wachsen auf den Gebirgsriesen, zwischen den Steinen, an den Abhängen eine Menge Kräuter, die gegen Krankheiten eine vorzügliche Wirkung thun. Der Doktor macht hier oben ein schlechtes Geschäft. Man ruft ihn in der Regel immer erst, wenn's nichts mehr zu retten giebt, und meist hat er, als ehrlicher Mann, auch nur ein Rezept: heraus aus Euren dumppen Stuben, frische Luft, Kraftbrühe und Braten. Die gefährlichsten Krankheitskeime legt unter dieser entbehrungsgewöhnten Bevölkerung eben der Hunger.

Und während sie so leben, weiß bald der Eine, bald der Andere ein besonderes wirksames Geheimmittel. Hier oben blüht üppig der Aberglaube. Drüber in der Zwicker Gegend, in den Strumpfwirkerdörfern der weiteren Chemnitzer Umgegend, sitzen noch überall die „Spiritisten“. Abends hocken sie zusammen in unfrischen Stuben, mit großen Augen und gläubigen Gesichtern, lassen „den Geist“ über sich kommen, sehen Tische rücken und hören Geister klopfen. Es ist eine „modernisierte“ Neuberlieferung aus der Wiedertäuferzeit. Diesen armen Leuten, die Hunger und Kummer erdulben müssen, ist diese Geheimnisträmerie des spiritistischen Misses das Mittel, durch welches sie auf kurze Zeit sich über den Jammer ihrer Existenz erheben. Und der Wunderglaube wird auch ausgebetet. Der Kolporteur hat sich vorsichtig informiert, ob nicht etwa der Gendarm in der Nähe sei. Nun zieht er aus dem Brusttasche ein Päckchen. Es ist eine Art Blatt, unverständlich auf künstlich gegilbtem Papier gedruckt: „Das Siebente Buch Mosis †††“. Ein himmelschreiender Blödsinn in schenklischem Kauderwelsch. Aber wer den Brief bei sich trägt, soll „gefext“ sein. Hat's der Besitzer auf der Brust, so bindet er den Brief unter's Hemde und die Krankheit ist wie weggeblasen. Will das Biss nicht fressen, so hängt man ihn über die Stalltür und „der Böse“, der im Stalle ist, wird sich abhobal verziehen. Es giebt nichts, wogegen Moses „Siebentes Buch“ nicht hilfe.

Währenddem ist's auf dem anliegenden Tanzsaal lebendig geworden. Es ist Sonntag und der Erzgebirger, der Tanz und Spiel über Alles liebt, liegt bis in die Nacht auf dem Tanzboden. Eine böhmische Musikbande trumpetet ihre Weisen herunter, und die jungen Leute schwingen ihre Mädchen im Takte. Alt und Jung steht lachend dabei, und im Vordergrund steht mit ernhaftem Gesicht der alte Gemeindedienner. Er ist hier die wichtigste Person, er repräsentiert die Behörde, die darüber zu wachen hat, daß sich nichts Ungehöriges ereignet. Das kommt freilich selten vor, denn diese erzgebirgischen Arbeiter sind, selbst wenn sie sich an dem wässrigen „Einfach“ einen Matsch getrunken haben sollten, gemüthlich, und selten ereignet sich eine Plauerei.

Früher konnte man auf den Tanzböden noch charakteristische erzgebirgische Länze sehen. Sezt sind sie der Jugend allmälig aus dem Gedächtniß entchwunden. kaum einer kennt noch die kunstvollen Reihen- und Rundtänze, die früher hier in Mode waren, und auch die zahlreichen, vom Aberglauben

durchsetzten Volksbräuche beginnen vor der fortschreitenden Industrialisierung, die städtisches Leben und städtische Kultür bringt, zu verschwinden. Früher wurde die Kirche im Ort eingeleitet durch das „Kirchensingen“ der Ortsarmen, die von Hof zu Hof zogen, um dann, reich mit Kuchen beladen, wieder heimzukehren. Auch die Knaben haben aufgehört, am Dreikönigstage, als „Könige aus dem Morgenlande“ verkleidet, vor den Häusern zu singen. Die Mädchen gehen am Ostermorgen nicht mehr, ohne ein Wort zu sprechen, hinunter, um das „Osterwasser“ zu holen und man peitscht sich nicht mehr am frühen Morgen mit grünen Blüthen aus dem Bett herauß. Dagegen giebt es auch heute im Erzgebirge noch eine Hütte, in der man nicht zu Pfingsten einen Pfingstbaum, Birken oder Fichten, aufstellt, und wenn Weihnachten herankommt, sieht fast jeder Erzgebirgler seinen Stolz darin, eine „Krippe“ zu bauen. Das ist ein mehr oder minder künstlerisch ausgeführtes mechanisches Bildwerk, in dessen Herstellung es namentlich die Bergleute zu solcher Vollendung gebracht haben, daß viele unter ihnen ihre „Krippen“ öffentlich aussstellen. Es ist ein Kinderspielzeug im Großen: bewegliche Eisenbahnen, Schiffe, tanzende und arbeitende Menschen, religiöse, historische Motive und Motive des täglichen Erwerbslebens miteinander vermengt. Eine alte erzgebirgische Gewohnheit ist es auch, bereits Wochen vor den großen Festen zu backen, was das Zeng hält: Kuchen aller Art aus Mehl und Kartoffeln. Während und nach den Feiertagen leben die Familien von den im Schrank aufgestapelten Kuchenbergen, die freilich noch weniger Nährwert haben als die gewöhnliche jämmerliche Kost.

Wie wir wieder in die Gaststube treten, tönt uns Lantes Gelächter entgegen. Der Freiberger Kolporteur, der im ganzen Gebirge herumkommt und eine lebendige Zeitung ist, erzählt Schnurren. In einem Kirchort bei Gottesgab, einem böhmischen Städtchen auf der Westseite des Fichtelbergs, gehen drei fromme Frauen am Sonntag nach Sachsen hinüber in die Kirche. Dort hatten sie früher mal einen Pfarrer mit einer furchtbaren Bassstimme, und deshalb war er berühmt und weit und breit wollte man ihn hören. Auch die drei alten Frauen wallfahrteten den weiten Weg und innerlich freuten sie sich, wie man sie anstauen wird ob ihrer Frömmigkeit, die solchen weiten Weg über die Grenze nicht scheut. Es regnet. Knücheltief sinken sie auf der klotzigen Straße ein. Schließlich müssen sie die Oberröcke über den Kopf zusammenschlagen, damit sie nicht zu sehr durchnäht werden. Aber ihr Trost ist die Auerkennung, die man ihrer Frömmigkeit zollen wird. Wie sie an die Kirche kommen, hören sie schon des Pastors tiefe Bassstimme, die durch die Kirche bis auf die Straße hallt. Stolz treten sie, mit ihren über die Köpfe geschlagenen Röcken in die Thüre. Von der Kanzel herab redet eben der Pastor der Gemeinde in's Gewissen: „Seid Ihr treu wie Simeon? Seid Ihr stark im Glauben wie der Gichtbrüchige? Oder wie der Hauptmann von Kapernaum? Seid Ihr fromme Böllner? Seid Ihr die drei Weisen aus dem Morgenlande?“ „Na—a—a!“ schreit da durch die andächtige Stille die Erste der eintretenden Bauernfrauen, „Mir sei'n von Gott'sgab!“

Wir sitzen wieder im Korbwägel und fahren über die Höhe dahin. Jetzt liegt vor uns das alte Marienberg mit dem Rest seiner Stadtmauer, seinem alten Thor, seinen kümmerlichen Hausbauten und ringsumher auf den Höhen die toden Berghalde, die noch zeugen von dem ehemals blühenden Bergbetrieb. Zahlreiche Gruben bestanden rings um die Stadt und der Reichthum war beträchtlich. 1540 betrug die Gesamtanlage der Gruben 270 384 Gulden. Dann kamen die Schrecken des 30jährigen Krieges. 1631 wurde die Stadt zehn Tage lang ausgebombert. Der Reichthum zog immer mehr Horden an, die von hier mit Schäcken reichbeladen, glaubten heimziehen zu können. So hatte die Stadt Schreckliches zu dulden. 1640 hatte sie nur noch etwa 70 Bürger; die Gruben waren ersoffen, die Hütten niedergebrannt, der ganze Bergbetrieb zerstört.

In der Marienberg Gegend können wir noch heute die Wege verfolgen, die im 15. Jahrhundert die Hussitenzüge gegangen. Genau so, wie man noch heute in Schwaben den Weg kennt, den die Hauen der aufständischen Bauern während des Bauernkriegs von 1525 gegangen sind. 1428, im bitterkalten Winter, kam die ganze, viertausendköpfige Hussitenarmee, unter Prokop Holz über Teplitz und Grauzen in das Gebirge. Über Dippoldiswalde, Frauenstein, Pirna, brach sie verheerend in das „Meißner Land“. Sie ging die Mulde hinunter und brachte Mittweida nieder, sie kam in's Vogtland hinauf; Zerstörung und Verwüstung zeichnete ihren Weg.

Hinter Marienberg, westlich und südöstlich, beginnt das Gebiet der erzgebirgischen Spielwarenindustrie. Man kann noch heute beobachten, wie sie sich auf den Rücken des Bergbaues aufgebaut hat. Der Name des Hauptortes Seiffen deutet noch heute auf die Metallwäscherei hin, die mit dem Bergbetrieb verbunden ist. Langsam thut sich die Industrie auf; in den ersten Orten betreiben erst einzelne Familien die Schnitzerei, dann werden die Schnizerfamilien immer vorherrschender, und schließlich kommt man in das Zentrum und trifft dörferweise nichts als Schnizerfamilien. So groß ist die Industrie, daß ganze Dörfer vollständig auf die Herstellung eines Artikels eingerichtet sind und wieder unter sich die Arbeit getheilt haben. Sie beginnt im Walde, setzt sich fort in den Drehwerken, in denen oft über 100 Meißendorfer an gepachteten Drehstellen stehen, geht über in die Häuser, in deren kleinen Stuben überall geschnitzt, geleint und gemalt wird, und endigt in den Läden der großen Verleger, die in den Hauptorten wohnen und die ganze Schnizware austauschen. Dann schafft sie die Bahn das Gebirge hinunter. Längst der ganzen böhmischen Grenze und nach Böhmen hinüber ziehen sich die Spielwarendörfer hin. Erst nach Freiberg zu, hinter Sayda, weichen sie den reinen Bauerdörfern, in denen Kleinbauern von Feldarbeit und Viehmasse mühselig genug ihr Dasein fristen.

An die ausgedehnten böhmischen Forsten angelehnt, zieht sich von der Grenze her der Wald über den Kamm des Gebirges. Vorwiegend sind es Fichten, dazwischen Beerensträucher, von deren Aussicht zu einer bestimmten Zeit des Jahres die Beerenhändler in den einzelnen Orten ihre Existenz haben. Läßt die Handelsindustrie die Zeit dazu, so gehen die Kinder schaarenweise Beeren sammeln und verdienen durch den Verkauf an den Händler ein paar Pfennige. Das Sammeln ist nicht ungefährlich. Die Kinder laufen natürlich barfuß in die Büsche, in denen in heißen Sommern massenhaft die Diteru hausen. Oft erhebt sich dann unerwartet und zischend der Kopf der böigen Kreuzotter und hat schon manches der armen Kleinen für sein Leben ungünstig gemacht.

Es ist eine Lust, durch den Hochwald zu streifen, wie er sich auf dem Kamm des Gebirges hinzieht; früh am Morgen, wenn auf den Wezen eine feuchte, herrliche Luft liegt, wenn in den Wipfeln der Bäume die Vögel singen und ob und zu über den Weg der Hirsch oder ein paar Rehe gehen oder am Stamm blitzgeschwind ein Eichhorn hinaufjagt. Durch die Lichtung zittert die Sonne. Kein Mensch kommt, kein Gefährdet. Auf dem Wege liegen die dürre Nadeln und Reiser. Todtenstille, nur ganz aus der Ferne tönt vielleicht das gleichmäßige dumpe Geräusch von irgend einem Holzschlag herüber. Und je näher man der Grenze kommt, desto dichter und urwüchsiger wird der Hochwald. Gegen Abend ist's schier unheimlich, wenigstens für den Städter, während der Bergleute gleichmäßig seines Weges geht, denn er weiß, daß ihm hier nichts passirt. Längst ist der letzte Bär geschossen, Wildschweine giebt es nur noch wenige und der Fuchs ist un gefährlich und wie der Blitz hinweg, wenn er einen Menschen naht.

Südwärts von Marienberg kommen wir in die Annaberger Gegend. Heute ist Annaberg eine mächtige emporgehobte Stadt, ringt um Industrie. Wenn man mit der Bahn hinaufkommt, fährt man förm-

lich durch die Fabrikhöfe hindurch. Wie alle diese Städte, verdankt sie dem Bergbau ihre Entstehung, und als man ihren Grundstein legte, war im ganzen Umkreis dichter, finsterer Wald. „Dichter, finsterer Wald, der voller Steinblöcke und Felsen war und gleich einer Warte vom Falberge überragt wurde.“ Aber in dem Walddunkel blühten bereits die ersten bloßgelegten Silberaderen; in hellen Haufen fanden die nach Glück und Reichtum gierigen Menschen die Berge hinauf und 1507 hieß es bereits von der Stadt: „er (Salamus) habe den unermesslich großen Harz- und Schwarzwald, auf dessen Gebirgen die Stadt Annaberg gegründet, durchsetzt und sich gewundert, daß die Stadt innerhalb zehn Jahren mit Mauern, Wällen und Gräben versehen.“ Heute ist mit dem Bergsegen auch der Reichtum verschwunden und nach Jahrzehnten haben diese erzgebirgischen Städte meist noch immer dasselbe Gesicht. Sie kommen nicht mehr, wenigstens nicht so rasch wie die reichersten Städte im Niederlande, vorwärts und sie sind im Grunde ebenso arm wie ihre Bevölkerung, die von Hungerindustrien lebt.

Heute ist Annaberg mit der Nachbarstadt Buchholz der Hauptplatz der erzgebirgischen Spiken- und Polamentenindustrie. Während hier die großen Fabrikbetriebe sind und die großen Verleger wohnen, die mit den kostbaren hergestellten Erzeugnissen, gleich den Fabrikanten des Vogtlandes, auf dem ganzen Weltmarkt konkurrieren, siedeln in den Dörfern des westlichen Obererzgebirges die Hausindustriellen der Spikenindustrie und ernähren sich summierlich von den wenigen Pfennigen, die sie mit ihrer fleißigen Arbeit verdienen. Genau wie bei der Spielwarenindustrie sind auch hier die einzelnen Artikel dörferweise abgetheilt. Bis nach Böhmen hinüber geht der Distrikt der Schäppeli, der sich übrigens in einem mauselhaften Rückgange befindet und sich nur durch die schrankenlose Ausbeutung der Kinderhände noch erhält. Ebenso bedeutend ist die Posamentenindustrie, die, anfänglich nur von Frauen geübt, seit dem 15. Jahrhundert Berufarbeit zu werden begann und heute eine große Arbeiterarmee vornehmlich im Handbetrieb beschäftigt. Die Großkaufleute vertreiben die hergestellte Ware in der ganzen Welt. Sie geben das Rohmaterial an die Händler oder Verleger, die es wiederum an den Hausindustriellen weiter geben. Von Annaberg und Buchholz geht das Rohmaterial durch die kleinen Orte des Gebirges aufwärts, oft selbst über die böhmische Grenze. Bis in die Nacht hinein müssen die Hausindustriellen mit ihren Kindern schanzen, um die paar Mark zu verdienen, die sie zu summierlichem Leben brauchen. Auf demselben Wege kommt die fertige Ware wieder zurück und geht dann aus den Läden der Annaberger Großkaufleute in die Modenmagazine von Berlin, London und New-York.

Je weiter wir nach dem Westen des Erzgebirges laufen gehen, desto mehr verschwinden auch diese Industrien. Das Gebirge wird fahl, düster, schwatz. Der Zug der Industrie zieht daher und inmitten eines Neubaus von Kohlenbergwerken liegt Zwidam da, die Zentrale des jährlichen Kohlenbergbaues. Und wenn wir dann hinabwandern, nördlich des Gebirge herunter, so kommen wir, zwischen den Flüssen Mulde und Zschopau, in das große Gebiet der erzgebirgischen Strumpfwirkeri. Es ist ein großer Bezirk, in welchem sie ihren Sitz hat, streng beschränkt auf die einzelnen Ortschaften, so daß es fast den Eindruck macht, als seien diese die Säle einer Riesenfabrik, deren Thor die alte sächsische Zettl- und Majesinenindustriestadt Chemnitz ist. Hier tritt in jeder Hütte der Strumpfwirker zu, in jedem Ort findet ein Hörer und zum Lieferzuge steht man ihre Plastungen in langem Zuge nach Chemnitz hinunter zu Fuß, wobei sie die fertige Ware an die großen Sammelstrecken abschieben und zur Bearbeitung bestimmtes Garn mitnehmen. Rings um Chemnitz liegen in der Niederung die Spinnereien, Groß- und Mittelbetriebe mit zahlreichen Arbeiterinnen und Arbeiterinnen. Daneben breitet sich die Maschinenindustrie aus, die Maschinenindustrie, welche in den Tiefen ansteigt nach Glashau, Zwickau, Freiberg zu die Werke in zahllosen

Groß-, Klein- und hausindustriellen Zweigbetrieben ihren Sitz hat. Kommt man so vom Gebirge herab, auf die Zwickauer und Chemnitzer Gegend zu, so zieht wie eine riesenwolke der Rauch aus den zahllosen Fabrikshornsteinen daher, ein Zeichen der Arbeit, die hier täglich geleistet wird.

So hat jeder einzelne Theil des Gebirges, an der böhmischen Grenze beginnend, den Raum herab bis in die russischwärzten Niederungen, seine besonderen Erwerbswege. Sie alle zu behandeln, würde zu weit führen. Da müßten noch besprochen werden die Nagelschmiederei an der böhmischen Grenze, die Ehrenfriedersdorfer Schuhwaarenindustrie, die Uhrmacherei, die Musikinstrumentenindustrie usw.

Unser Bügel fährt wieder das Gebirge hinunter und trägt uns heimwärts. Wir kommen durch die zahlreichen Dörfer, an den Bauernhöfen vorbei, die überall zwischen den Industriebezirken liegen, gleichsam als würden sie verdrängt durch die vorrückende Fabrik. Beim Dorf stößt man noch auf viel Ursprüngliches; zunächst in der Form. Das in altersgrauer Vorzeit von den Sorbenwenden angelegte Dorf kennzeichnet sich durch seine Kreisform. Die Höfe sind eng aneinander geschlossen und in der Mitte liegt meist ein Teich. Vorwiegend aber ist das deutsche Dorf. Es ist erkennbar an seiner langgestreckten Form, wobei die Höfe meist in einer Thalmulde längs des Hauptweges liegen. Solche Dörfer sind unendlich lang, so daß sie in Ober-, Mittel-, Nieder-Ort eingeteilt werden müssen.

Der Erzgebirgsbauer ist meist arm. Wie der Arbeiter um seine Existenz ringen muß, so muß auch der Bauer in hartem Kampfe dem Boden seine Existenz abringen. Meist sind es überschuldeten Zweigwirtschaften, die kaum ihren Mann nähren. Viele dieser Bauern müssen sich im Winter durch hausindustrielle Thätigkeit durchzubringen suchen, und Mancher von ihnen sinkt nach jahrelangem vergeblichen Mühen unter die Fabrikproletarier herab.

Aber auch für das Erzgebirge kommen allmählig bessere Zeiten. Es findet den Anschluß an die große Welt da dranzen, die eine höhere Kultur bringt und wenigstens der schlimmsten Ausbeutung und dem größten Elend ein Ende macht.



Die Familie der Pferde.

Von Kurt Grotewitz.

(S. 102.)

Die gesäuberten Wildesel unterscheiden sich in nichts von den Hauseseln, wie sie in Ägypten gehalten werden. Höchstens ist ihr Wesen etwas stolzer, aber in der Gestalt gleichen sie dem dortigen Haustiere ganz genau. Es ist daher wohl sicher, daß dieses legitere von dem Steppenesel abstammt. Unter dem ägyptischen Haustiere muß man sich nun ein ganz anderes Wesen vorstellen als unserem herabgekommenen Esel. Die Thiere, die in Ägypten wie überhaupt im Mittelmeergebiet, besonders im südlichen, gehalten werden, sind sehr behende, fleißig und dabei außerordentlich sprachlos. In den Ländern, in denen sie gut gehalten werden und in denen auf die Zucht gehalten wird, sind die Esel sehr leistungsfähig, sie ziehen kann dem Pferde nach. Sie sind dort vorzügliche Reithiere, von denen man einen schnellen Gang, öfters auch einen leichten Galopp verlangen kann. Den Pferden sind sie insofern vorzugzüglich, als sie weniger scheu als diese sind und in Gebüsch ruhiger gehen. Wenn die Esel werden vielleicht im Gebirge verwandt, wo das Pferd ja weniger Langlichkeit zeigt. Da der Esel weniger Anstrengung macht und leichter zu ernähren ist, so findet man ihn in den Gegenden, in denen er überhaupt gehalten wird, viel häufiger als bei uns das Pferd. Dort hat sichlich der Armeise seinen Esel, auf dem er sich forttransportieren lassen kann oder dem er die Leinen ansetzt, mit denen sich bei uns der Unbereitete herumschleppen muß. Brehm erzählt: Im ganzen Morgenlande fällt es Niemand ein, zu Esel zu gehen, sogar der Bettler hat gewißlich seinen Esel, er reitet auf ihm bis zu dem

Orte, wo er sich Almosen erbitten will, läßt Esel, wie er sich ausdrückt, „auf Gottes Grunde“ weiden und reitet Abends auf ihm nach. Der Esel ist empfindlicher gegen Kälte als Pferd. Vielleicht ist auch das der Grund, warum dieses Thier bei uns körperlich und geistig so zurückgekommen ist. Bedenfalls ist er in wärmeren Ländern auf der Höhe seines Gedeihens und seine Leistungsfähigkeit. Außer in Ägypten und in Persien ist er sehr geschätzt auch in Persien, Syrien, Türkei, Indien. In Asien ist er mit einem dort lebenden Wildesel, dem Onager, häufig gekreuzt worden. findet da schöne Thiere, die auch hellere, braune oder weißliche Färbung besitzen. Auch in Spanien kommen noch größere, wohlgepflegte und leistungsfähige Thiere vor. Sodann hat sich der Esel in Südamerika eingebürgert und auch hier in Gegenden, wo weder tropische Hitze noch Feuchtigkeit noch Kälte herrscht.

Unser nordischer Esel dagegen ist eine wackelige Gestalt gegenüber dem südländischen. Strapaziert, gebengt schleppt er sich in trauriger Seele dahin. Er gilt als faul, selbst derbe Brüder treiben ihn nicht zu einem schnelleren Gang. Seine Haut ist unempfindlich geworden, die sensible Behandlung hat ihn Geduldig gemacht. Aber wie zeigt er sich nicht. Eventuell bleibt er störrisch stehen und ist nicht von der Stelle zu bringen, oder wirft sich zu Boden und läßt gefühllos Alles auf sich ergehen. An dem Verkommen des Esels unseren nördlichen Ländern ist wohl nicht nur das rauhere Klima schuld, das dem Thier nicht so gut zusagt, es liegt auch daran, daß bei uns in Bucht nicht auf leistungsfähiges Blut gesehen wird und daß bei uns überhaupt der Esel dem Pferd gegenüber als ein untergeordnetes und verächtliches Thier angesehen wird. Das Aufzugehen ist in unseren Gegenden sehr üblich, da die Hitze nur während kurzer Zeit des Jahres wirklich lästig wird und beginnt. Ein Reithier, das für Federmann geeignet wäre und von jedem gehalten werden könnte, daher entbehrlös. Ja selbst, wenn es Mode wäre, daß man gleich manchem verwöhnten Städter, der immer auf der Pferdebahn fährt, so immer von Ort zu Ort ritte, so könnte diese Mode bei uns doch der arme Mann nicht mitmachen, da die Ernährung und Stallung für einen Esel in unseren Ländern schon gutbürgерliche Vermögensverhältnisse erfordert.

Aber auch unsere Esel sind nicht etwa dumme Thiere. Daß sie überhaupt ziehen und den Weisungen des Menschen folgen lernen, ist schon ein Beweis dafür. Sie kennen aber auch die Wege genau, die sie gegangen sind, und bedürfen eventuell keines Führers. Sie haben nicht die Liebenswürdigkeit und die Hinglichkeit an den Menschen wie das Pferd. Die Sinne des Esels sind aber, das Gefühl ausgenommen, fast schärfer. Er sieht und hört sehr gut und riecht auch sehr fein. Er ist nicht so schwer wie das Pferd, und sein Schritt ist fester und sicherer. In der Nahrung ist er sehr anspruchslos. Ihm genügt das elendeste Gras, das schlechteste Heu. An Dornen und Disteln vermögt er noch seine Hunger zu stillen. Selbst in der zartesten Jugend ist der Esel nicht anspruchsvoll. Er wächst daher leicht auf, ohne besonderer Pflege zu bedürfen. Er ist sehr lebhaften Temperaments, hüpfst und springt nach Herzenslust umher. Im zweiten Jahre ist er bereits erwachsen und schon ziemlich kräftig. Als dann versiert sich bald seine Munterkeit, und wenn er in den Dienst des Menschen tritt, wird er ein tragbar störrischer, eigenwilliger Geselle. Es ist in der Thierwelt ein ziemlich seltener Fall, daß eine Freiheit von Arten sehr brauchbare neuartige Wesen schafft. Pferd und Esel gehören zwar zu demselben Geschlecht, immerhin sind es aber zwei gut getrennte Thierarten. Um so auffälliger ist es, daß sie zu Paarung zu bringen sind. Bekanntlich fällt der Bastard von Pferd und Esel ganz verschieden aus, je nachdem der Vater oder die Mutter ein Pferd sind. Dann aber zeigt es sich, daß der Abkömmling in der Gestalt die Eigenschaften seiner Mutter

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“

Nr. 37

für den Annoncenheft der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich. Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro 5gepaltene Nonpareille-Seite oder deren Raum Mk. 1,25.

1902



Remontoir-Uhren, garantirt gutes Werk, 6 Rubis, schönes, naßtes Gehäuse, deutscher Reichstempel, z. edle Goldbrände, Emaille-Büffelplatte, Mk. 10,50. Diefele mit 2 edlen silbernen Rapseln, 10 Rubis Mk. 13.

Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postenzahlung. Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Beistellung bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaaren. Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Haarwuchs

Neuwachstum der Haare. Keine Kahlfheit mehr.

Das prachtvolle Kopfhaar von herrlicher Naturfülle erzeugt einzig nur mein nach drzl. Voricht. **Haar-Kraftwasser** natürliches Krauterhaarnährstoff. Bestes Saarpflegemittel b. Haarausfall, Schuppen und Jucken der Kopfhaut, zur Erregung der Nerven. Macht das Haar dicht und schwer, wunderbar lang und weich. Stärkt mächtig die Haarwurzeln, erweckt das Haar zu neuem Leben und bewirkt vollen, kräftigen Haarwuchs. Das Beste bei schwach entwickelten, dünnen Haar der Kinder. Cdg. Anerkennungen über sicherem Erfolg. Fl. III. 2.— (fr. III. 2,50). Nur bei **Otto Reidiel**, Berlin, 95. Eisenbahnstr. 4.

Briefmarken, billigst. Preisliste sendet franko August Marbes in Bremen.

Kaffee-Abschlag nur in Holland!

Holländ. Compagnie für Java-Kaffees-Export Maastricht 303 (Holland) versendet Postkolli von 10 Pfund echten, garantirt feinsten, frisch gebrannten.

Holländ. Java-Kaffee geg. Nachnahme von Mk. 9 verzollt franko in's Haus. NB. In Deutschland ist der Ladenpreis für gleiche Qualität mindestens Mk. 1,40 pro Pfund!

Jeder, dem das Wohl seiner Nächsten am Herzen liegt, lese das Buch:

Ursachen der Familienlasten, Nahrungssorgen etc.

50. Aufl., 208 Seiten stark. Preis 50,-, Porto 20,- extra, auchi. Marken. J. Zaruba & Co., Verlag, Hamburg.

Billigste Bezugquelle für

Cigarren

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedene Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedene Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Winflecken von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, liegen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten Katalog. Preis-Gourantie franko zusenden.

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7



Die Scholle. Nach einem Gemälde von Fritz Mackensen.

besitzt, in seinem Wesen dagegen mehr dem Vater gleicht. Der Sproß vom Pferdehengst und Eselstute, der Maultier, wird wegen seiner kleinen Gestalt und geringen Leistungsfähigkeit wenig gezüchtet.

Nur selten einmal veranlaßt jemand aus wissenschaftlichem Interesse oder aus Spielerei eine solche Bastardierung. Wirtschaftliche Bedeutung dagegen besitzt der Maultier nicht. Um so größer ist diejenige des Maulthieres, das eine Pferdestute zur Mutter, einen Esel zum Vater hat. Gewöhnlich werden in Reisebeschreibungen Maultier und Maulthier mit einander verwechselt. In allen solchen Fällen handelt es sich aber um das Maulthier. Dieses auf Gebirgen geradezu unentbehrliche Last- und Reithier hat die Stärke und fast auch die Größe, im Allgemeinen das äußere Aussehen seiner Mutter, des Pferdes, geerbt. Die Ohren sind ziemlich lang und der Schwanz nur an der Spitze behaart, aber in der Färbung, in der Haltung gleicht es doch der edleren Hölste seiner Eltern. Das Maulthier ist umso darum für den Menschen so wertvoll, weil sich in ihm die vortheilhaftesten Eigenschaften seiner beiden Eltern vereinen. Demnach neben der Kraft und dem Clan des Pferdes besitzt das Maulthier auch die Ausdauer, Geduld, die Ruhe- und Gangsicherheit und die Ausprachelosigkeit des Esels. Es nimmt mit minderwertigem Futter vorlieb, wie es dies gerade auf dem Wege findet, auf dem die Reise dahin führt. Am wertvollsten zeigt sich das Maulthier im Gebirge, wo das Pferd auf den schmalen, steilen Pfaden, auf den gefährlichen Gratwegen einfach unbrauchbar ist. In unseren Gebirgen sieht man Maulthiere häufig an viel besuchten Berggängesorten, hier erleichtern sie bequemen oder schwunglichen Routen den Aufstieg am Berge und zu schönen Aussichtspunkten. Im Uebrigen sieht man diese mühslichen Thiere bei uns weniger, als sie verdienten. Häufiger begegnet man ihnen wie dem Esel neuerdings in und in der Nähe von Berlin, seitdem der deutsche Thierschutzverein auf die Verwendbarkeit dieser Thiere aufmerksam gemacht und sich um die Einführung leistungsfähiger Exemplare ein Verdienst erworben hat. Eine ungleich größere Bedeutung besitzen diese Maulthiere in wärmeren Ländern, am meisten in Südamerika. Der Verkehr auf den Cordilleren wird fast allgemein durch Maulthiere bewerkstelligt, aber hier handelt es sich mit in seltenen Fällen um Berggängesreisende. Aller menschliche Verkehr, der Transport von Waren geschieht hier durch diese Thiere. Besonders werden durch sie die Schäfe des Bergbaues aus den Gebirgen in die Ebene transportirt. Bisweilen werden in einem einzigen Beutl Hunderte, ja Tausende von Maulthieren gehalten, die Tag für Tag je eine Last von wohl drei Zentnern viele Meilen weit zu bewegen haben. Aber nicht nur im Gebirgsgegenden, sondern auch in der Ebene wird das Maulthier in wärmeren Ländern vielfach verwendet. In Südamerika machen die Maulthiere auf den Plätzen alle Transportarbeit verrichten.

Der zweite Typus der Eselthiere ist das Zebra. Nun treten das Quagga nahe und noch einige ähnliche Thierarten. Man sieht alle unter dem Namen Eselthiere zusammen, da ihr Fell eine tigerförmliche Streifung besitzt. Die Tigerpferde sind ausschließlich Bewohner Afrikas, und zwar leben sie vorwiegend im südlichen und östlichen Theile und die Nordgrenze derselbe der Sambiariver sein. Es sind alle sehr schöne Thiere, die in ihrem Farbentwickele das Pferd weit übertragen, ihm aber auch

sonst an Stolz und Behendigkeit nicht nachstehen. Alle Tigerpferde zeichnen sich durch unglaubliche Schnelligkeit aus, sie sind auch sehr scharf und flüchten bei dem geringsten Geräusch, daß sie vernehmen. Oft gesellen sie sich zu anderen Thieren, Gnus, Büffel, Antilopen und leben ungestört in deren Gesellschaft. Auch sie selbst bilden meist kleinere Trupps von gegen dreißig Stück. Von den Einwohnern werden sie häufig gejagt, da ihr Fleisch als sehr schmackhaft gilt. Auch der Löwe stellt ihnen häufig nach, gegen andere Thiere aber wehren sich die Tigerpferde sehr geschickt durch Beißen und Klatschlagen mit den Beinen. In der Nahrung sind sie nicht ganz so auspruchslos wie die Esel, da die Gegenden, wo sie wohnen, immerhin reich an Nahrung sind. In trockenen Zeiten, wo das Gras verdorrt, wandern sie in Scharen in bequeme Gebiete und fallen dann selbst in die Hände der Einwohner und Kolonisten ein. Da sie aber sehr scheu sind, so verlassen sie die Nähe menschlicher Niederlassungen sofort wieder, wenn sich Regen einstellt. Auch die Tigerpferde sind Steppenbewohner, doch sind sie auch in lichten Waldgebieten bisweilen augetroffen worden. Eine Ausnahme macht das Zebra, das hauptsächlich im Gebirge lebt und sich da außerordentlich gewandt auf gefährlichem Terrain bewegt. Es ist womöglich noch schöner als seine Verwandten, denn es bewohnt die abgelegensten Gegenden, es lebt in kleinen Herden, wie ja alle Pferdestiere, und flektiert Wachen aus. Das Zebra ist dem Namen nach das bekannteste aller Tigerpferde. Es ist am ganzen Körper gestreift, der Kopf ist ziemlich hell, weißlich oder gelblich, die Streifen schwärzlich oder rothbräunlich. Es ist ein ziemlich großes Thier, das eine Körperlänge von über zwei Meter und eine Schulterhöhe von 130 Centimeter besitzt. Es ist die Gebirgsform der Tigerpferde und es scheint im ganzen Verbreitungsbereiche dieser Thiere, aber eben fast nur auf hochgelegenen Terrain, heimisch zu sein.

Dass die Tigerpferde alle einander sehr nahe verwandt und eigentlich mit lokale Formen derselben Art sind, das geht auch daraus hervor, daß in jeder Gegend die Thiere etwas vom Verwandten Typus abweichende Charaktere haben, daß aber in jeder Gegend stets nur Thiere von ein und denselben Aussehen wohnen. So unterscheidet man schon jetzt fünf Arten, aber offenbar bezeichnen diese nur die Höhepunkte einer nach verschiedenen Seiten ausgedehnenden Entwicklung. Es gibt aber außerdem viele Mittelglieder, die einander nahe stehen. Aber selbst diese fünf extremsten Formen zeigen so vieles Gemeinsame, daß sie noch immer von Fortschrittsreisenden miteinander verwechselt werden. So ist man über die Verbreitung und die Formenvariationen der einzelnen Arten noch nicht hinlänglich unterrichtet. Merkwürdig ist, daß nach dem Norden zu die Streifung der Tigerpferde immer weniger ausfällig wird. Das im Somalia lande wohnende sogenannte Groß-Zebra hat so schwache unregelmäßige Streifen, daß man sie in selbst geringer Entfernung kaum bemerkt. Das Thier hat außerdem eselartige Ohren, so daß es leicht mit dem wilden Esel verwechselt werden kann, dessen Verbreitungsgebiet in unmittelbarer Nähe liegt.

Zufrüher unterschied man nur Zebra und Quagga. Das Letztere ist an Größe dem ersteren gleich, aber es ist dunkler gefärbt und die Bänderung tritt nur am Kopfe und Hintertheil des Rumpfes stark hervor, an den weißen Beinen fehlt sie ganzlich.

Das Quagga ist in Südafrika heimisch, über Baalnus geht es nicht hinaus, aber westlich dringt es auch in die Kalahari-Wüste und selbst nach Südwestsafrika vor. Sehr schöne Thiere sind vorzüglich die sogenannten bunten Quaggas, von ihnen speziell ist Burchell's Tigerpferd, benannt wird, das schönste aller Pferdestiere überhaupt. Es ist dem Pferde in Gestalt und Haltung ähnlich, selbst der Schwanz ist von der Länge an ziemlich lang behaart. Neben den schwarzen haben die bunten Tigerpferde auch braune am Körper. Es muß ein unbeschreiblicher Reiz sein, einen Trupp solcher schöner, stolzer in unbändigem Muth und wilder Kraft in der Steppe dahinsausen zu sehen!

Der dritte Typus aus der Eselgruppe des Pferdes wird von dem Dschiggetai repräsentiert. Dieser Typus umfaßt zwei Arten: den Dschiggetai und den Onager. Es sind beides asiatische Thiere, die in ihrem großen Kopf, ihren Ohren, die doch kürzer als die des Maulthieres sind, und in ihrem Quastenschwanz etwas Eselähnliches besitzen. Sie sind Steppenbewohner, die sich von grüner Weide nähren. Außerordentlich scheu, vermeiden sie die Nähe des Menschen, und infolge ihrer Scheu und ihrer Wachsamkeit entgehen sie, bevor sie in der offenen, ebenen Steppe, leicht allen Verfolgungen. Der Dschiggetai lebt im mittleren Asien, von Russlands Grenze an zieht sich sein Verbreitungsbereich über das südliche Sibirien, Transcaspien, selbst bis China hin. Der Onager gegen bewohnt das vordere Asien, Kleinasien, Anatolien, Persien, und kommt selbst noch in Indien vor. Der Dschiggetai hat ein hell gelbbraunes, farbiges Fell, der Onager ist silbergrau. Bei beiden ist das Haarkleid auf dem Rücken mit einem dichten Streifen geziert, das Fell selbst ist sehr weich und seidenartig glänzend. Es sind darum im Ganzen sehr schöne, anmutige Thiere. Mit ihrer Fliehkraft, ihrer Beweglichkeit, ihrer Munterkeit sind sie die lieblichste Erscheinung der Steppen. Dschiggetai wie Onager leben in kleineren Herden, die einem Hengst geführt werden, der ständig seine Truppe bewacht und das Zeichen zur Flucht gibt, wenn Gefahr im Anzuge ist. Zu Zeiten der Dürre wandern sie aus einer Gegend in die andere, dann kann man mitunter stundenweit einen dichten Hufschlag von ungehöheren Scharen der Wildpferde hören. Unter den Thieren scheinen beide Pferdearten nur wenige ernsthafte Feinde zu besitzen. Im Süden mag der Tiger mitunter eingeschlagen, wo er ein Versteck findet. Die Sibiriens aber ziehen bei einem Kampfe mit dem Dschiggetai den Kürzeren, da dieser ihm mit seinen kräftigen Hufen den Appetit auf Pferdefleisch gründlich verderben kann. Dschiggetai wie Onager sind in ganz so groß wie die Tigerpferde, aber doch größer als die Esel. Auch sie sind sehr begabte, flinke, mit scharfen Sinnen ausgestattete Thiere wie der wilde Vertreter der Pferdefamilie. Demnach bildet in ihrem wilden Zustande eine der schönsten und stolzesten und edelsten Gruppen der höheren Thierwelt. Nur ein verlorener Sohn befindet sich in dieser Familie, unser zahmer Esel. Aber an die Verkommenheit trägt der Mensch die Schuld. Mensch, der freilich auch den vornehmsten Vertreter der Familie, das zahme Ross, auf seine glorreiche Höhe gehoben hat.

Die Fahnenjungfrauen von Pavenzing.

Skizze von Anna Seidl.

„Na, Werner, du bleibst's wichtiger dabei. Dein' Pferd ist tier schönes halten für unsre Fahnenjungfrauen ab!“ sagt der Bergische MS Schützenvereins Comptoir zu seinem beim großen Wirth in Pavenzing verkehrenden Vereinsmitgliedern.

„Dein' ist tier Schön?“ fragt es von der nächsten Seite.

„Von eher sein ist keine Red' mit!“ giebt der Hafnerhuber seiner Meinung Ausdruck. „Schätz', wir dürfen's uns überhaupt zusammenhaben, daß wir bis in vier Wochen geschickt werden. Werdet Ihr mir umtrauen, wie mentlich viel Arbeit das da noch d'rüber geh'n wird, derweil bis auf alles in Richtigkeit haben!“

Aho, Werner, du bleibst's wichtiger dabei. Dein' Pferd ist tier schönes halten für unsre Fahnenjungfrauen ab!“ sagt der Bergische MS Schützenvereins Comptoir zu seinem beim großen Wirth in Pavenzing verkehrenden Vereinsmitgliedern.

„Dein' ist tier Schön?“ fragt es von der nächsten Seite.

„Hast Recht!“ stimmt der Stammhauer-Nazl bei. „Jungfrauen müssen wir auch haben, sonst ist die ganze G'schicht' schon von vorhinein uit.“

„Versteht sich, müssen wir solche haben!“ giebt der Stegwagner zu.

„Da wird's aber rar ausschauen damit in Pavenzing, sieht' ich. Ich mein', ich wühet mir keine sechs zusammenzuladen.“

„Wär' schon schön!“ ereifert sich aber da der Stammhauer-Nazl. Als heirathsfähiger, vielseitiger Bauerjohann läßt er nichts über die Dorf-schönen kommen. „Ein Dutzend hab' ich heut' noch bei'nander, wenn's sein muß . . . Soll ich etwa im Dorf 'rumgehen, zum Jungfrauen einbitten?“ wendet der Jungling sich daraufhin an den Schützenmeister.

„Läßt Dir nur die Weil!“ glückt Der aus dem Maßkrug heraus, leert ihn dann mit einem Zug und ruft durch lautes Deckelzuschlagen die dienstfertige Wirthin herbei.

„Da, schenk' noch 'mal ein, nachher sind's ein halbes Dutzend g'räd'aus, gelt?“

„Die achte ist dies!“ lacht die Wirthin.

„Die achte schon? Höllsayn, da ist's nimmer zu bald, wenn ich heimgeh'! Aber diesesmal füllt den Krug noch, weil's gleich ist! Ja, so an die Stütz' der zwölfe dürfen wir schon Jungfrauen haben, damit daß der Festzug 'was gleich steht,“ nimmt er hierauf das unterbrochene Gesprächsthema wieder auf. „Aber für Dich ist dies kein G'schäft mit, Nazl. Auf so einen jungen Giszel kann man keinen Verlaß haben. Wann ich mich selber annumm' drinn, nachher weiß ich doch gleich, daß die Sach' händ' und Fuß' hat!“ *

„Gruß' Dich Gott, Bergbauer! Thust ein wengerl rasten jetzt, gelt?“

Mit diesen Worten nähert der Schützenmeister sich dem auf der Grabbank vor seinem Hofe sitzenden, hemdärmligen Bauer und reicht ihm die Hand. „Hast' schon allesamt herummen? Hast' viel Sach' kriegt hener, gelt?“

„Na, lasst sich schon verhalten,“ meint der Bergbauer und fasst gemüthlich an seiner kurzen Pfeife weiter. „Hätt' schon noch mehr sein können!“

„Wie's halt allemal ist — muß man halt fürsleb nehmen, gelt?“

„Aegnun dirfst's jetzt bald, sonst können die Erdäpfel nicht wachsen! Sind noch ganz kleinwinzige Hüglerln gewesen, wie ich vor etliche Täg' nachgekaut hab' dabei,“ murrt der Bauer.

„Freilich thät's noth, das Regnen,“ greift der Schützenmeister die Rede auf, und mit diplomatischer Schläue weiß er ihr dann die gewünschte Wendung zu geben. „Aber jetzt soll's mir gleich schön bleiben derweil, bis unser Fest vorbei ist — geht auf die etliche Tag' auch nimmer zusammen. Ist gar so lästig, wenn das Wetter unschlägt.“

„Hei ja!“ pflichtet der Bergbauer bei. „Dies wird ja gar 'was Gelegenes, Euer Schützenfest, was man alleweil verzählen hört. Kommen leicht auswärtige Verein' auch herzu?“

„Dies wollt' ich meinen! So an die zwanzig, fünfundzwanzig für gewiß, wann's mit noch mehr werden!“ spricht der Schützenmeister. „Und Musik kommt auch, zehn Mann sind bestellt.“

„Krautabel! Dies muß ich doch schon sehen!“

„Dies muß freilich anschauen, wer weiß, ob Du Deiner Leidag noch' was solches Schönes siehst. Du hast g'hört, Bergbauer! Ich hätt' ein Wör'l z' reden mit Dir. Darfst mir aber nix übelnehmen, weißt', es ist g'räd' um eine Frag' zu ihm.“

„Mhm!“ räuspert sich der Andere.

„Wär's weit gefehlt, wenn wir Deine Manni angehen thäten d'rinn, daß sie bei uns'rem Fest eine Fahnejungfrau machen thät?“

„Mhm! Wie viel sind ihrer denn?“

„Zwölfe im Ganzen. Aber lauter richtige Leut', da braucht' keine Sorg' mit zu haben. Die Brandstüttner-Marie und die Fünfleitner-Manni sind auch dabei. Wir möchten eine Ehr' einlegen mit uns'ren Jungfrauen, weißt?“

„Versteht sich!“ brummt der Bergbauer, den die Nennung der beiden „großen“ Bauerstöchter nun schon etwas zugänglicher gemacht hat. „Ist's mit viel Unkosten verbunden, die G'schicht?“ fragt er dann vorsichtig.

„Mein Gott Herr, da wird's den Haufen mit 'nausreissen! Das Wahl kost' 1 Mark 20 Pfennig für eins. Wenn die Manni nachher noch fünfzig Pfennig zum neuen Fahnenband, das die Jungfrauen sticken lassen, beisteuert und den Musikanten etliche Fünferln Trinkgeld giebt, dann wird die ganze Prinzheer' schon hübsch bei'nander sein auch,“ meint der Schützenmeister unter geringshäligem Achselzucken. „Die Hauptfach' ist, daß wir saubere Menschen haben, die was gleich sehen, und da thät sich bei Deiner Manni g'wiz nix fehlei.“

„Na ja, — nachher muß sie halt in Gott's Nam' ein Jungfrau machen, meine Manni!“ entschließt der Bergbauer sich endlich, über das Lob, welches seiner Tochter auf so zartfünnige Weise gespendet wurde, nicht wenig geschmeichelt. — *

„Geh' weiter, leg' Dir noch eine Halbe über, weil wir gar so zünftig bei'nander sitzen heut'!“ animirt der Berndobler-Jacdl seinen Nachnachbarn, den Schützenmeister von Pavenzing.

Die beiden Spezi haben sich zufällig bei Lukaseder-Bräu zu Surrhäusen, woselbst der vielgeplagte Schützenmeister geschäftlich zu ihm hatte, getroffen.

„Weiß der liebe Herrgott, wann wir wieder einmal so schön zusammen kommen! Haben uns eh schon die ewigt' Läng' nimmer g'seh'u!“

„Von Herzen gern thät ich noch ein biss'l sitzenbleiben, schon weil das Bier gar so g'süßig ist heut'. Grad' wie ein Del rinkt's 'unter,“ urtheilt der Schützenmeister mit wohlgefälligem Schnurnzeln. „Aber — es leidets schier gar nimmer das Sitzenbleiben!“ bedauert er dann. „Geht mir viel zu nöthig ein jetzt. Z wegen der Fahnenweih', weißt! Grad' zum Erreinen und zum Erfallen ist's hergerichtet den ganzen Tag.“

„Seiff ja!“ erinnert sich der Berndobler Jacdl. „Ihr habt's ja am nächsten Sonntag Euer Fest! Da soll's ja gar so saftisch schön werden, was man alleweil sagen hört! Habi's Euch nachher richtige Jungfrauen auch 'rangsge sucht?“

„Hast Recht! Ein ganzes Dutzend, und eine schöner als wie die andere! Freunde, da wirkt spitzer.“

„Na, wenn's Wetter ein wengerl handsam ist, nachher komm' ich 'über auf Pavenzing!“ sagt der Jacdl und lebt sich im Vorgerüste des Genusses, den er beim Anblick der geprägten Festjungfrauen haben wird, die vielen Biertröpfen aus seinem struppigen Schnurrbart.

Dann geleitet er seinen Kameraden noch bis vor die Wirthshausstöb.

„Also pfünat Dich Gott derweil, wannst Dich wirklich nimmer aufzuhalten läßt, thu' mir fein Deine Bäuerin schön grüßen, wannst heimkommen, gelt ja!“

Während der Berndobler Jacdl sich wieder in's Gastzimmer zurück begiebt, macht der Schützenmeister sich auf den Heimweg.

Seine Bäuerin soll er grüßen!

Na ja, wenn er's sagt, daß er mit seinem alten Spezie zusammengetroffen ist, dann kann ja sein, daß sie die Kusred' gelten läßt. Aber sonst hat er sich schon freuen dürfen heut', wenn er heimkommt.

Um vier Uhr Nachmittag wollte er schon wieder beim Neuen draußen sein, und jetzt ist's schon elf Uhr in der Nacht!

Aber es hat halt jetzt einmal nicht anders sein können, dies haben die Vorbereitungen zu der Festivität mitgebracht. Wenn die Fahnenweih' einmal vorbei ist, dann hört sich die Geschicht' von jenseher wieder auf. Er ist nicht zu neiden gewesen, was für Landfeste, Arbeiten und Verdrießlichkeiten er gehabt hat übereinander.

Froh ist er, herzlich froh, wenn's vorbei ist die ganze Gaudi, wirklich wahr. Zwar, den ürgsten Strauß hat er jetzt doch schon hinter sich gehabt, Herrvergeltsgott!

Dies Jungfrauenjuchen ist grad' nit so gut, wie man sich's einbildet. Endig hat er sich abschwächen müssen, bis es ihm Eine zugeheissen hat. Gethan haben Alle, als wie wenn es eine Mordsgnäd' wär', daß sie mitmachen, und derweil ist im Grund genommen Eine der Anderen neidisch gewesen, die nicht dabei sein hat können. O, er kennt sich zu gut aus in diesem Weibsbildervolt!

Aber das weiß er auch gewiß, ein anders Mal nimmt er sich nimmer an um ein solches kapriziertes Geschäft! — *

„Na, bist doch daheim heut'!“ Mit diesen Worten poltert der Bergbauer am nächsten Vormittag in die Etube des Schützenmeisters. „Bin gestern schon zweimal dagewesen bei Dir, hab' Dich aber nit auftreffen können. Was ich sagen will. Ist dies wahr, daß die Brunner-Biferl auch bei den Fahnenjungfrauen dabei ist?“

„Die ist dabei, ja. Hast etwa eine Ausstellung dagegen?“

„Wie man mir grad' so dummm fragen mag! Ob ich eine Ausstellung hab'? Von mir aus ist die Biferl brav und schön . . . aber . . . mit einem Hausbirndl laß' ich meine Manni nit gehen. So gescheideist muß selber sein, daß Du dies spannst, daß was solches gar nit anpassend wär'. Wo lauter so rare Bauersköcher beinander sind, da gehört keine solchene drunter. Dies wär' grad', als wie wenn der Spatz mit den Zellerln fliegen möcht'. Na, ich will weiters nix mehr sagen, aber diessell kannst Du gemerkt sein lassen: Wenn Du der Biferl nit ab sagtst, nachher thut meine Manni nit mit!“

Draußen war er und frachend slog die Thür hinter dem Bergbauer in's Schloß.

Lange noch kratzte der Schützenmeister sich hinter den Ohren.

Das war' eine ganz verteuerte Geschicht' jetzt!

Und dennoch konnte ihm die Wahl nicht schwer werden. Mit dem großen, angesehenen Bauer konnte er es nicht verderben.

Wenn er nur die Gesichter der beiden Jungfrauen hätt' vertauschen könnten! Dies Möbel, dies ungehobelte, daß die Bergbauer-Manni mit ihrer aufgedrehten Nase und dem weiten Mal gewesen ist! Da wär's mit dem Brunner-Biferl ganz was anders! Dies liebe, g'schmacche Goscherl, daß die hat! Wirklich eine Form! Die hätt' die Anderen alleamt herausgerissen — ist keine mehr dabei gewesen, die sich auch nur bei Weitem hingleichen hätt' können dazu . . .

An demselben Mittag noch hatte die Brunner-Biferl ihre Abzage. —

Gegen Abend, gerade wie der Schützenmeister sich über die Maultaschen* machen will, wird er durch den etwas stürmischen Eintritt der Ertbauerin-Theferl, einer gleichfalls engagierten Fahnenjungfrau, unliebsam gestört.

„Hat dies wirklich seine Mächtigkeit, daß die Brunner-Biferl nit bei'm Fest mitmum darf?“ fragt die Bejnherin ohne weitere Umschweife und funkelt dabei den an der Schüssel Sizenden, dem vor Schreck die eben mit der Gabel eingesetzte Nudel wieder entfallen ist, mit ihren Augenäugn drohend an.

„Ja schan, Theferl!“ sagt er begütigend, „schan, da kann ich nit dafür! Der Bergbauer hat mir eher nach'geben, bis ich die Biferl ausgeschlossen hab'. Sonst hätt' er seine Manni nit mitmum lassen, schan!“

„Da' wär' schon schad' gewesen auch, wenn dies' Trüm mit dahegewesen wär'!“ braust nun aber die Theferl auf. „Die verschandelt eh' den ganzen Zug. Aber freilich, einer solchen raren Bauerschöter, der wird die Dummkheit für die Schön' angerechnet!“ meinte sie dann verächtlich. „Nein, für einen solchen Bogenlipp' hätt' ich Dich jaum dem mit angehant, Schützenmeister, daß Du auf jeden alten Mann aufpassen thäfst! Aber weißt' was, wenn Euch die Biferl zu schlecht ist, nachher mag ich auch nit dabei sein, auf die Letzt' ging's mir auch noch so, daß ich den geschnürten Dirndl zu

wenig rat' wär', und — ich und die Biferl haben's

* Maultaschen = breitzeschlagene Nudeln.

überhaupt ausgemacht gehabt, daß wir beim Zug miteinandergegangen, mit einer Ander'n mög' ich mit geh'n, ich — ich mit!"

Fort ist sie, die Ausgebrachte.

Der überraschte Schützenmeister vergaß schier auf das Essen.

"Na, Das kann eine schöne Gaudi werden, wenn es so fort geht! Zwar, diesmal ist's ja nicht so weit gefehlt gewesen. Mit eßen wär's alleweil eine zwidere G'schicht geworden, weil die Jungfrauen alle paarweis gehen. Da hätt' sich eine, Einsichtige so wie so nicht gut ausgenommen."

Am nächsten Tag, in aller Frühe, kommt die Wieshuber-Bäuerin angerannt.

"Gelt, jetzt darf ja gar die Brünner-Biterl nummer mitkum?" schreit sie schon außerhalb des Hofthürs. "Hast gescheidt 'than auch, mit solch' nothigen Brocken kann man sich keine Ehre anarbeiten! Du, hast gehört, Schützenmeister?" schreit sie dann, nachdem sie nähergekommen, den Verblüfften an, "um was ich Dich bitten möcht': Schau' doch, daß die Schmid-Rofl weiterkommt, weist, die und meine Traudl haben alleweil ein biss'l einen Haßt aneinander, wegen dem Hainbuchner-Berl, weist es eh'. Wenn meine Traudl dies Lehngesicht den ganzen Tag anföhnen muß, da steigt ihr's hantig raus, hat sie gesagt — da thut's lieber gar nit mit."

"Ja aber, Wieshuberin, ich bitt' Dich der Gott's willen!" sagt der Schützenmeister zur Rebe an, wird aber sogleich wieder von der schwerhörigen und deshalb so laut schreienden Nachbarin unterbrochen:

"Kur's Rofl darf Dir mit Leid sein, die ist eh' mir zuß, was das Zahlen anbelangt — wann's wirklich d'r auf zusammengeh't, nächst zahl' ich der Schmid-Rofl ihren Theil!"

O Schwachheit, dein Name ist Mem!

Die Wieshuberin konnte die trostliche Zusage mit sich fort nehmen, daß ihre Tochter an der Schmid-Rofl keine Rivalin zu fürchten habe, wenigstens nicht beim Festzuge.

Noch ist die Beischwerdeführerin keinen Büchsen schwach weit von des Schützenmeisters Hof entfernt, als sich derselben zwei andere Weiber in auffallender Eile nähern.

Zu gleicher Zeit stürmen sie dann, nachdem sie näher gekommen, auf den Fassungslosen ein.

"Mit leicht die Bergbauern-Nanni besser als wie

meine Hanni," fragt die eine mit unverkennbarer Ironie, "daß sie den grünseidenen Polster* mit dem Fahnenband tragen darf?"

"Die Bergbauern-Nanni darf ihn ja gar nit tragen," befiehlt sie der Schützenmeister, "dies Geschäft ist der Brandstätter-Marie vermeint."

"So-o?" fährt nun die zweite Bäuerin, die Finsleitnerin, dazwischen, "und der Schützenmeister hat dies meiner Benz versprochen, und ich hab' ihr z'wegen dem extra schon ein neues Gewand aufschaffen lassen! Wann mein Dirndl den Polster nit tragen darf, nächst pfeift's auf die gauz' G'schicht 'nauf, laßt's Dir sagen. Da niag's überhaupt keine Jungfrau machen!"

"Dies hat mein Dirndl auch gesagt," mischte sich nun die erste Sprecherin wieder darein. "Keinen Schritt geht's mit, wann nit sie den Polster tragen darf!"

Während dieses Disputates kamen noch ein Bauer und eine Jungfrau angereckt.

Ersterer plädierte für seine Tochter, Letztere in eigener Sache, alle Weiber jedoch in derselben Angelegenheit: wegen des Polstertragens.

"Heiliger Antivisalat!" schrie nun aber der bedrängte Schützenmeister in hellster Verzweiflung auf, "da muß halt nächst eine jede den Polster bei einem Zipsel packen!"

Da aber die Streitlustigen sich bei diesem salomonischen Urtheil nicht beruhigen mochten, auch sonst keine Einigung unter sich erzielen kounten, so war das Resultat, daß der Schützenverein, Eintracht mit einem Schlag um vier Jungfrauen weniger, also blos noch fünf Stück im Ganzen hatte.

Dabei waren nur mehr drei Tage auf das Fest!

Wo der Schützenmeister auch wegen Erfolg anflopste, überall wurde er mit hämischer, schadenfroher Miene abgewiesen, und als der Vorabend des Festes angebrochen war, wurde ihm spät abends noch die Kunde, daß auch die letzte Jungfrau, dank der Untrübe der sich wegen des Polsters zurückgesetzten Glaubenden, auf die Ehre, das Fest verschönern zu helfen, verzichte.

Nur die einzige Bergbauern-Nanni war, da sie sich in glücklicher Unwissenheit über die Geschehnisse befand, dem Vereine treueblieben.

* Polster = Stoff, worauf die Fahnenbänder geprägt werden.

Eben legt die eigens zu diesem Zwecke hergerufene Nährerin die letzte verschönernde Hand an Festungfrau, nestelt ihr den Kranz in die östlichen Böpfe und macht es ihr zu wiederholten Maleen, wie sie den schönen, grünseidenen Polster, auf welch das scharlachrote, goldgestickte Fahnenband zu liegen kam, auf die grazioseste Art tragen könne, als die amminoser-Ammannierl auf den Hof gehumpelt kommt.

"Verschafftagen!" entfährt es der geschmückte Jungfrau, "nunz der Teufel schon in aller Früß so eine alte Trud' daherführen! Da ist gewiß der ganze Tag verpuscht heut!"

"Aber Du bist schön, Nanni! Ja, aber Du bist schön!" kann die Alte nicht genug über die Bergbauerntochter staunen.

Immer wieder schlägt sie die Hände vor Bewunderung zusammen.

"Ist mir g'rad' schad', ewig schad' ist's Hihihih!"

"Na, hast' Dir genug gegafft jetzt an mir d'ranc' frägt' die Nanni nach einer Weise mit herablassendem Prozerei.

"Genug hab' ich mir gesehn jetzt, wirklich genug! Ist schon wahr, ja Nanni! Jetzt hätt' ich ba sauber vergessen drauf: Ich soll Dir einen recht schönen Gruß ausrichten vom Schützenmeister, wo von den anderen Jungfrauen keine zum Fest kommen brauchst Du auch nit z'kommen, Mit Einer alle ist ihnen nix g'holzen, hat er g'sagt."

Minutenlang stand die Nanni wie erstarrt.

Wenn ihr auch einleuchtete, daß sie allein unmöglich die gesamte Jungfränschaft des Dorfes präsentieren könnte, so machte sie doch die Wuth über die in's Wasser gefallene Freude ganz frank. Es war daher keine Lüge, als sie, nachdem sie sich von den ersten Schrecken über diese Hiobspost erholt hatte, zur Botin sich äußerte: "Mir ist so hundsiibel, daß ich mein', ich kann's schier gar nimmer aushalten! Ich muß gleich in's Bett gehn, auf der Stell!"

"Ja, mein tauend, da ist's freilich g'scheidet, wennst Du Dich niederlegst!" rüth' ihr die Ammannierl theilnehmend und humpelt dann unter vielen Wünschen auf eine "baldige Besserung", von dannen.

So sind die Babenninger Schützen um ihre Fahnenjungfrauen gekommen. Bier genug aber ist auf das Fest trotzdem getrunken worden. —

Feuilleton.

• Zu spät. •

Sie hatten der Tage des Glücks gehaust
So lange Jahre schmuckshang,
Bei glorius's, zu werden Gegenwart,
Bei Überdrünnel in leisen Gang.

Ein vielseit-wildrosener Flor
Weib über die Wolken zarten Raum, —
Da traten sie blühenden Herzens hervor
Und schieden von armelicher Hölle Raum.

Sie schütteten ländelnd Hand in Hand,
Das Glück zu grünen, den Berg hinauf.
Sie schritten gebückt durch das schwiegende Land,
Eins dankbare Schön des Bergmanns Raum.

Trifft' zug der Bachwind und fröhlich her,
Sie bewirten Jäcke und Kapuzen dicht,
Doch schritten sie weiter alpenhoch,
Doch lächeln sie fröhlich, gesieht das Gesicht.

Sie sprachen kein Wort mehr, ihr Läden verschwand,
Kann sie nicht das schimmernde Glück,
Langt' sie mit beiden Hand aus Fessl,
Berühren blühen sie megranath.

Die schämen erschöpft sich zum lichtlosen Herd
Und wandten zum Thal sich des alten Geschichts;
In den Redern, die ihre Kraft verzehrft,
Zogen vorüber sie lodomüden Blüks. —

franz Diederich.

Die Scholle. In Büchern, die dem Volke, den Kindern von den Gräueln der Türkenherrschaft in Ungarn erzählen, findet man stets ein Bild: Ein gefangener ungarnischer Edelmann ist von einem Türk'en vor den Spieß gepeinigt worden und wird mit der Peitsche angetrieben. Was damals als Folgeerscheinung des Religionshaßes auftrat, verursacht heute die Roth. In Rom kommen sich die Freuen der kleinen Besitzer selbst vor den Spieß, weil die Zugthiere fehlen. Wer jemals mit antra, wie die Leute in der Gegend von Gottesgab, Sanktjakob, Sauerbach im Erzgebirge ihre Rüderchen an den beiden Hügeln bestellten, wird die ersten Scenen sein ganzes Leben nicht vergessen.

Der zu einem Arbeitsbühler erniedrigte Mensch ist der Sorkonci, den der Moritzseder Künstler Fritz Madsen auf unserer heutigen Bühne zur Anschauung bringt. Scen: Eine Moorgegend in Niederdeutschland. Ein Moorbeiter, der von dem Berlauf der von ihm gestochenen Torpäde lebt. Der Kelos ist ungleich. Ja, wenn er ein Stück seines Moores anfaßt kommt. Das geht; er darf das Moor nur „abbrennen“. Aber die Decke des Kelos ist zerstört, verbornt, der Grund würde ungleich

aussallen und lange dauern. Zugthiere besitzt der Moorbeiter nicht. Da bleibt nur ein Ausweg. Er hängt sich eine große zweiflügelige Reisegge, die beiden Töchter erfreuen die Zugstricke, das Aufreissen kann beginnen.

Zwei Bewegungsmomente zeigt das Bild. Der Körper der Frauen sind vorübergeneigt, in dem weiten Schritt, dem angekündigten Fuß und der flatternden Kopfbedeckung erscheint die Wucht des Biehens. Die Thätigkeit des Bauers ist eine hemmende. Er beobachtet sehr genau den Fortgang der Egge. Wollen die Fäden zu tief eindringen, sich „verbeißen“, so hebt er mit dem Strick das Gestelle.

Der Künstler will mit seinem Bild mehr zeigen als die Darstellung eines einzelnen Arbeitshorganges. Wie die Namensgebung beweist: Das Kleinbauernland, die landwirtschaftliche Zwergwirtschaft, dargestellt in einem Einzelfall. Wir sehen noch mehr in dem Bild eine Arbeit, die ohne im Besitz der Arbeitsmittel zu sein, sich abrackert und abschafft für das bischen Leben die Arbeit, mit der die Lohnstloberei kam, die wir in der Welt schaffen wollen und werden. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seite.